

Zeitschrift: Der klare Blick : Kampfblatt für Freiheit, Gerechtigkeit und ein starkes Europa

Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut

Band: 5 (1964)

Heft: 20

Artikel: Die an Mauer und Stacheldraht stehen (2) : Artikel, Aufsätze und Vorträge eines ehemaligen Grenzsoldaten

Autor: Mara, Michael

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1076702>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MICHAEL MARA

Die an Mauer und Stacheldraht stehen (2)

Artikel, Aufsätze und Vorträge eines ehemaligen Grenzsoldaten

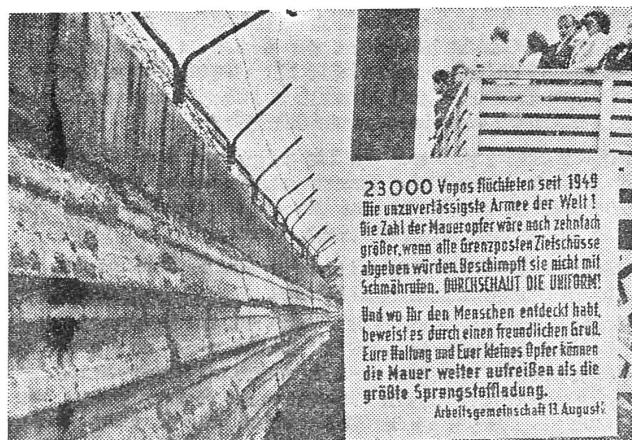
Gewidmet meinen Kameraden und Gesinnungsgenossen auf der 12. Grenzkompanie Drewitz, 4. Abteilung, 1. Bereitschaft, 2. Grenzbrigade am Ring um Berlin.

Der ehemalige Volksarmist Michael Mara, der später über die Mauer nach Westberlin flüchtete, berichtete von seinem ersten Tag an der Grenze. Er muss als Posten an der Einfahrt in die Enklave Steinstücken die ein- und ausfahrenden Personen kontrollieren. Das erste Auto war ein kleiner, blauer Wagen. Der Fahrer hielt kurz seinen Ausweis an die Scheibe und wollte weiter.

«Machen Sie bitte die Scheibe herunter, und geben Sie mir Ihren Ausweis», sagte ich. Nur ein kleines Stück ging die Scheibe herunter. «Das wird ja hier immer schlimmer», sagte der Mann im Wagen. «Ich werde mich bei den Alliierten beschweren. Ich brauche meinen Ausweis nicht aus der Hand zu geben.»

«Beschweren Sie sich ruhig, ich habe nichts dagegen, aber deshalb werden Sie trotzdem nicht weiterfahren», antwortete ich. Mein Postenführer hatte sich vor das Auto gestellt und seine MPi auf den Kühler gerichtet.

Nun ging die Scheibe herunter, und der Ausweis wurde mir in die Hand gedrückt. «Professor Dr. Niemeyer», las ich, und sah in ein feines, kluges Gesicht. Schnell überflog ich das Notwendige, reichte den Ausweis zurück und sagte: «Vielen Dank!» Vielleicht, dachte ich, kann ich mich einmal bei ihm entschuldigen.



«Durchschaut die Uniform!» mahnt ein Plakat am Check-Point Charlie diesen Sommer. Michael Mara lässt uns einen Blick hinter die Uniform tun.

Wenig später sah ich drei uniformierte Amerikaner am Draht entlang gehen. Später erfuhr ich, dass nie mehr als vier Amerikaner in Steinstücken sind. Die Amerikaner nickten mit dem Kopf, und der eine blinzelte mir zu. Ich nickte auch mit dem Kopf. Mein Postenführer geriet in Wut. Er stieß mir seine Maschinenpistole in die Hüfte und sagte: «Bist du verrückt? Wenn so was noch einmal vorkommt, erstatte ich dem Politik Meldung. Du kannst doch den Schweinen nicht zunicken!» Bis zu diesem Augenblick hatte ich mich noch ganz gut mit dem Postenführer verstanden, und nun hatte nur der Gruss der Amerikaner eine Wand zwischen uns errichtet.

Dann patrouillierte ich auf einem Abschnitt, zu dem die Breitscheidstrasse gehörte. Quer über die Villenstrasse geht der hohe, dicke Drahtverhau, und drüber in Westberlin blieben die Bewohner und Besucher der komfortablen Häuser häufig stehen, um den weiten Blick in die Tiefe der Strasse zu haben. Aus einem Hause mit gepflegtem Garten kam ein Mann — es konnte ebensogut ein erfolgreicher Geschäftsmann wie ein Schauspieler sein —, zwei junge, elegante Damen begleiteten ihn.

«Schau mal — da sind zwei», sagte die eine im Pelz, als hätte sie zwei Hasen entdeckt. Mein Postenführer und ich standen unmittelbar am Draht, auf demselben Bürgersteig wie unsere Beschauer. Wir rührten uns nicht.

Der Mann beobachtete uns kritisch von oben bis unten. «In der Spree», rief er, «haben eure Kollegen wieder einen erschossen!» «Lass doch», sagte die jüngere Dame. Dann stiegen die drei in ein Auto, und bevor die jüngere verschwand, winkte sie mir kurz zu. Es tat weh. Ob die da drüber überhaupt wissen, was ihre Freiheit wert ist?

Weihnachten an der Mauer

In den letzten Tagen vor dem Heiligen Abend hatte die Stimmung bei uns ihren Tiefpunkt erreicht. Zu wissen, Weihnachten fern von Eltern und Familie verleben zu müssen, an der Oede der Mauer, über welche in West-Berlin erleuchtete Weihnachtsbäume ragten, sich fragen zu müssen «Warum stehst du eigentlich hier?» — der Gedanke war unerträglich.

Die Offiziere waren hektisch aufgereggt und unser Zugführer — ein junger Leutnant, der jahrelang FDJ-Sekretär in einem grossen Ostberliner Industriebetrieb war — meinte bei jeder Gelegenheit: «Ebenso wie Diebe Weihnachten häufig einbrechen, wird auch der Klassenfeind die Ruhe des Festes für sein verabscheuwürdiges Tun nutzen!» Die Dienstanweisungen wurden verschärft, und die Niedergeschlagenheit der Soldaten war ungeheuer gross.

Gegen diese Stimmung und gegen dieselbe Welt in unserer Stube mit ihren Ulbrichtsbildern und Kampflosungen gab es ein Heilmittel, wenn auch nur für einige Tage: Einen Weihnachtsbaum! Aber wie dazu gelangen? Unsere Kompanie lag zwar mitten in einem Tannenwald, aber wir waren ja auch in einem KT KZ-Verhau. Niemand durfte das mit Stacheldraht eingezäunte Gelände der Kompanie ohne Erlaubnis verlassen — und wie schwer war es, in diesen Tagen eine Erlaubnis zu bekommen ...

Gegen 8 Uhr klopften wir trotzdem gegen eine Tür. In dem karg ausgestatteten Raum, dessen einziges Prunkstück ein alter, riesiger Schreibtisch war (sicher hatte er schon bessere Zeiten gesehen), standen wir stramm:

«Genosse Oberleutnant! Wir bitten um ein Stunde Ausgang!», und ein wenig leiser, «wir wollen einen Weihnachtsbaum für unsere Stube besorgen!»

Unsere Bitte verschlug Oberleutnant Grap, Chef der 12. Kompanie Drewitz, die Sprache. Seit dem 12. Dezember war erhöhte Alarmstufe befohlen und Ausgangssperre verhängt worden.

«Ausgang? Ausgang? Ich will euch mal was sagen, Genossen! In drei Jahren habt Ihr, wenn es gut geht, Ausgang. Da könnt ihr ins Zivilleben zurück. — Die Grenzpolizei ist doch kein Kindergarten, wo man ausgehen kann wann man will.»

Wir drehten uns um, murmelten verärgert ein «Zu Befehl» und verließen den Raum.



«Lücke in der Mauer» bedeutete im Oktober 1962 nicht Passierscheinabkommen, sondern ein möglicher Ausweg in den Westen, der schleunigst verstopft werden musste. Hier besorgt es an der Ecke Bernauer-/Schwedtstrasse ein Maurer, der unter Bewachung ein eingefallenes Stück repariert.

«So ein Fatzke», kommentierte Müller draussen. Wir hatten mit diesem Ausgang gerechnet und überlegten nun, ob wir die Kompanie heimlich verlassen sollten. Der Zaun, der das Gelände umgab, war nicht überall bewacht. Doch vorher wollten wir noch einen Versuch beim Polit-Kommissar Grunewald wagen. Er war der eigentliche Kopf der Kompanie. In den letzten Jahren investierte die SED ein Vermögen in ihm: Er besuchte drei Jahre die Parteihochschule «Karl Marx» in Ostberlin und anschliessend eine Offiziersschule, bei einem Stipendium von ungefähr 450 Franken im Monat.

«Warum einen Weihnachtsbaum? Genügt euch der nicht, der im Essraum steht?» antwortete er uns.

Tatsächlich hatten Soldaten der Reserveeinheit einen kahlen Baum, den die Genossen der SED-Kreisleitung Potsdam-Land in ihrem Gebäude nicht verwenden konnten, in der Küchenbaracke aufgestellt. Zu dem dünnen Baum wollten sie am Nachmittag noch einen Funktionär entsenden, der zu uns sprechen sollte. Dieser Funktionär brachte auch die «Ulbricht-Stollen» mit, einen bröckigen Kuchen mit viel Zuckerguss, aber wenig Rosinen.

«Sehen Sie, wir haben heute abend dienstfrei, Genosse Oberleutnant», erwiderte ich. «Nach der Feier im Speiseraum wollen wir auf unserer Stube einige Stunden der Besinnung verleben. Unsere Kampfbereitschaft wird in keiner Weise vernachlässigt werden!»

«Besinnung», murmelte Grunewald vor sich hin. Er schien zu überlegen, ob dieses Wort kapitalistischer Herkunft sei. «Sie wissen, dass in diesen Tagen kein Alkohol getrunken werden darf!» begann er nach einer Weile.

«Jawohl, Genosse Oberleutnant!»

Uns war dieser Befehl völlig gleichgültig. Einige Kameraden hatten Flaschen von zu Hause schon aus ihren Verstecken unter den Keilkissen und in den Reservestiefeln hervorgeholt.

«Wo wollen Sie den Baum eigentlich herholen?»

«Kurz vor dem Kontrollpunkt Kohlhasenbrück, aus der Kiefernschonung.»

«Hmm! Die Schonung liegt nahe an der Grenze», sagte der Kommissar überlegend. «Aber gut, Genossen, ich vertraue euch. Ihr könnt den Weihnachtsbaum holen! Bringt aber noch einen anständigen Baum für mein Zimmer mit.»

Kaum hatten wir die Tür geschlossen — wir brauchten nicht zu horchen — summte die zentrale Kommandostelle des Grenzmeldenetzes, ein klobiger Apparat, der auf dem Schreibtisch des Polit-Offiziers stand und ihn mit allen Posten verbindet. Grunewald rief in die Gummimuschel: «Ich erteile den Befehl, Mara und Müller zu beobachten. Sie holen zwei Weihnachtsbäume aus der Kiefernschonung. Wenn sie die Schonung in Richtung Grenze verlassen, beide sofort festnehmen, notfalls schiessen!»

Das tiefverschneite Wäldchen, in dem wir die Weihnachtsbäume zu finden hofften, lag kurz vor dem Todesstreifen und der Mauer, die hier aus einem dreifachen Stacheldrahtverhau bestand. Wir stiefelten im tiefen Schnee am Rand der Schonung entlang, begutachteten die verschneiten Bäume. Fünfzig Meter trennten uns von West-Berlin. Ein Katzensprung ... und doch keiner mehr. Hinter dem Wäldchen war ein hauchdünner Signaldraht angebracht. Dann der Todesstreifen, der vor einigen Tagen vermint worden war. Vor der ersten Stacheldrahtwand noch einmal ein elektrischer Signaldraht, der mit dem Kontrollpunkt verbunden war.

Aus einem Schützenloch blinkten die Gläser eines Feldstechers. Dort hockten zwei Grenzsoldaten, die den Befehl hatten, uns zu bewachen. Die Wintersonne verriet sie.

«Sieht ganz so aus, als ob sie sich noch Weihnachtsurlaub verdienen wollen?» meinte Müller mit einer Geste zu den Posten im Schützenloch.

Mit zwei schönen Weihnachtsbäumen kamen wir auf der Stube an. Von den Kameraden wurden wir mit Hallo empfangen. Während unserer Abwesenheit gab es zwischen dem Polit-Stellvertreter und dem Kompaniechef eine Auseinandersetzung, teilten sie uns schadenfroh mit. Der Kompaniechef fürchtete, dass er durch die Handlungsweise des Polit-Offiziers an Autorität verliere. Außerdem sei unser Plan, im kleinen Kreis unter einem Weihnachtsbaum zusammenzusitzen, völlig unsozialistisch.

Auf unserer Stube waren die Zuverlässigsten, und wir holten noch aus anderen Gruppen die, welche zu uns gehörten. Jeder bekam eine Aufgabe. Wir hängten die Ulbricht-Bilder von den Wänden und an ihre Stelle Tannengrün. Auf das Schuhregal kam ein weisses Bettlaken, darauf der Weihnachtsbaum. Einer hatte es gewagt, für den Weihnachtsbaum silberne Kugeln zu besorgen: Er war über den Zaun geklettert und zum HO-Laden in Drewitz gelaufen. Die Verkäuferin hatte ihm die letzten beiden Kartons verkauft.

Doch irgendetwas fehlte. Nachdem alles fertig war, hatten wir fast zwei Stunden lang über Liebe, Familie und Beruf gesprochen. Dann auf einmal diskutierten wir über Mauer und Schießbefehl. Leise, denn die Barackenwände sind dünn. Irgendeiner meinte, dass man jetzt in West-Berlin sein müsste. In der Geborgenheit eines gesunden Landes.

Da stapfte, halberfror, einer unserer Gesinnungsgenossen herein. Er hatte neun Stunden am Stacheldraht in Kohlhasenbrück gestanden und sah im Gesicht bläulich-rot aus. Erst sagte er gar nichts und hielt uns nur die Seitentaschen seiner Filzjacke hin. Wir griffen hinein und zogen Lebkuchen und Mandarinen heraus. Aus einem Kochgeschirr holten wir Westzigaretten und Schokolade.

In diesen Sekunden wurde die Tür aufgerissen, und wir erstarrten vor Schreck. Unteroffizier Thurow schaute herein. Wir hatten uns vor den Tisch gestellt, so dass Thurow die Geschenke aus West-Berlin auf den ersten Blick nicht sehen konnte.

«Genossen, der Dienst beginnt heute eine halbe Stunde früher.» Er schlug die Tür zu und eilte nach nebenan.

«Der hat nichts begriffen!» Wir atmeten auf. Die Überraschung war noch nicht zu Ende. In seiner Feldtasche waren noch einige Geschenke von Westberlinern verstaut. Auch eine schneeweisse Salami. Uns kam es vor, als ob der Weihnachtsmann bei uns gewesen wäre. Dass er uns, die wir an der Mauer stehen mussten, nicht vergessen hat. Noch mehr Freude als all die Schätze stiftete ein kleiner Zettel, den wir zwischen dem Papier und Staniol einer Schokoladentafel entdeckten. Darauf stand: «Frohe Weihnachten und Kopf hoch!»

(Fortsetzung folgt)